

Dominik A. Meier

# Glutwelt

Copyright

Erste Auflage 2019

Copyright © 2019 Dominik A. Meier

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Umschlaggestaltung: Nina Döllerer

Lektorat: Dominik A. Meier

Korrektur: Dominik A. Meier, Alexandra Gruber

ISBN:

Independently published

Kontakt:

Dominik A. Meier

Regnitzstraße 22

91330 Eggolsheim

Deutschland

Mail: [d.meier91@gmx.de](mailto:d.meier91@gmx.de)

## Kapitel 1: Glutwelt

„Wenn Serena McCallen nicht gefunden werden will, dann kann man sie nicht finden.“ William lachte leise, trat ans Fenster und blickte hinaus auf die sterbende Welt. Sengende, glühende Hitze und eine gnadenlos brennende Sonne. Sie verheerten die Welt, ließen sie in Staub und Asche vergehen, fraßen sich selbst in die tiefsten Ruinen und verzehrten sie von innen heraus. Selbst die Luft hier oben in schwindelerregender Höhe war schwül und drückend, beinahe unerträglich. Sie trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. „Sie ist die beste Hackerin, die es je gegeben hat. Wenn sie beschlossen hat, zu verschwinden, dann können Sie jedes Sandkorn auf diesem toten Planeten umdrehen und sie doch niemals finden.“

„Ich weiß.“ Xavier Sanchez trat neben ihn, hob langsam sein Glas und nahm einen Schluck Whiskey, den er einen Augenblick lang im Mund behielt, bevor er schluckte. „Das weiß ich sehr genau, mein Freund. Deswegen sind Sie hier. Sie sollen das Unmögliche möglich machen.“

„Sie lassen mich einen Geist jagen.“

„Einen Geist, ja, aber auch einen Menschen und eine gute Freundin. Ganz gleich, was mit Serena geschehen ist, wo sie ist oder was sie vorhat, ich gebe sie nicht auf.“

„Was, wenn sie nicht mehr lebt? Die Sonne verbrennt Fleisch und Knochen binnen weniger Tage zu Staub und dann trägt der Wind sie mit sich fort. Menschen werden zu Asche; sie vergehen ohne Spur. Und McCallen ist schon seit Monaten verschwunden. Sanchez, sie ist in die Wüste gegangen. In eine Wüste mit einer derart gewaltigen Hitze, dass der Sand zu Glas schmilzt. McCallen könnte seit Wochen tot sein.“

„Das ist sie aber nicht.“ Sanchez schüttelte den Kopf und warf ihm einen vielsagenden Blick zu, während ein zuversichtliches Lächeln seine Lippen umspielte. Er war ein seltsamer Anblick, eine geradezu einmalige Kuriosität in dieser sterbenden Welt. Das Glas Whiskey hielt er in einer Hand aus Stahl, über die er einen Handschuh gezogen hatte, doch selbst dieser vermochte es nicht, seinen kybernetischen Arm echt aussehen zu lassen. Seine gewaltigen, adlerartigen Pupillen passten sich jeder noch so winzigen Veränderung des Lichts an und jagten William mit jedem Blick einen Schauer über den Rücken. Zusammen mit seiner auf Hochglanz polierten Glatze und seinem akkurat getrimmten, pechschwarzen Anchor-Bart, sah er aus wie ein menschlicher Adler. Ein menschlicher Adler in einem maßgeschneiderten, violetten Anzug. „Serena lebt.“

„Wieso sind Sie sich da so sicher?“

„Ich weiß es einfach. Nennen Sie es Intuition, Bauchgefühl, Instinkt oder wie auch immer es Ihnen beliebt. Es ist mir gleich. Eigentlich ist es mir sogar egal, was Sie von der ganzen Sache halten. Sie dürfen mich gerne als Spinner bezeichnen und diesen Auftrag als Wahnsinn. Es ist mir vollkommen egal. Ich bezahle Sie dafür, Serena zu finden, ganz gleich, wo sie ist oder ob sie noch lebt. Über mehr müssen Sie sich keine Gedanken machen.“

„Noch bezahlen Sie mich nicht.“ William trat an ihm vorbei, nahm sich ein Glas vom Tisch und schenkte sich ebenfalls etwas Whiskey ein, was Sanchez sofort mit einem herablassenden Blick beantwortete. Jeder in der Stadt wusste, wie penibel er war, wenn es um seinen Alkohol ging. Das war er früher schon gewesen, doch seit keiner mehr produziert wurde, war ein guter Tropfen selten, teuer und prestigeträchtig geworden. Und Sanchez wachte über seine letzten Reserven mit buchstäblichen und sprichwörtlichen Adleraugen. Doch das interessierte William nicht. Nicht wirklich zumindest. Sanchez brauchte ihn viel zu sehr, als dass er ihm den Drink verweigern könnte. „Und wo wir gerade beim Thema sind... Wie genau gedenken Sie überhaupt, mich zu bezahlen? Die Welt geht zugrunde. Geld ist nicht mehr viel wert, wie Sie wissen.“

Sanchez holte tief Luft, drehte sich um und ging leise seufzend zu einem ausladenden Sessel, der vor seiner noch immer gut sortierten Bar stand. Doch wider Erwarten setzte er sich nicht, sondern stellte sich dahinter und stützte sich an der Lehne ab. „Ich nehme an, Sie werden mir gleich sagen, was Sie verlangen. Es kursieren ja die buntesten Gerüchte über Sie.“

„Das wäre sehr unhöflich von mir.“ William lachte und trat ein paar Meter von der gewaltigen Fensterfront zurück, durch die er bis gerade nach draußen auf die verheerte Stadt geblickt hatte. Die Hitze war mittlerweile unerträglich geworden und er wollte nicht riskieren, dass ein unglücklicher Sprung im Glas das Sonnenlicht so brach, dass es seine Kleidung in Brand steckte. „Sanchez, was denken Sie denn von mir? Ich bin kein ungebildeter Prolet, der hurend und prügelnd durch die Straßen zieht und keine Ahnung von Etikette besitzt. Zugegeben, ich bin auch kein Dandy par excellence wie Sie, aber ich hatte dennoch ein gutes Elternhaus. Im übertragenen Sinn.“

Sanchez schnaubte spöttisch und warf ihm einen höhnischen Blick zu. Er mochte die Bezeichnung ‚Dandy‘ nicht besonders, was aber nicht hieß, dass sie nicht zutraf. William wusste sehr genau, wer er war und was er tat, was er konnte und was er mochte. Und das nicht nur, weil er sich bei neuen Kunden stets sehr detailliert über ihre Vergangenheit informierte, sondern auch, weil Sanchez vermutlich die schillerndste Persönlichkeit war, die noch lebte. Er

war ein charismatischer Charmeur, ein Wortzauberer, der es bestens verstand, Menschen einzunehmen und um den Finger zu wickeln, was ihn, gepaart mit seinem scharfen Verstand und seinen Ohren, die so gut wie alles mitbekamen, was in der Stadt passierte, zu einem mehr als nur gefährlichen Mann machte.

William machte sich keine Illusionen. Weder über Sanchez noch über die Mission. Das hier war keine reguläre Arbeit, sondern eine Sache, wie man sie nur einmal im Leben tat; ein Auftrag, der nur auf zwei Arten zu Ende gehen konnte: Erfolgreich oder tot. Bei jemandem wie Sanchez gab es kein Scheitern, keinen zweiten Versuch, kein neues Vorgehen. Und in einer Welt wie dieser, die Menschen bei lebendigem Leib verbrannte, durfte er sich auch keine Fehler leisten. Ein falscher Schritt, eine fehlerhafte Planung oder auch nur ein einziger Trugschluss genügten vollkommen, um ihn zu töten.

„Mister Alastair, Sie überraschen mich“, sagte Sanchez schließlich. „Ich hätte nicht gedacht, dass Sie dieser Typ Mensch sind. Man hört ja allerhand über Sie und nur wenig davon ist schmeichelhaft. Nun gut, da Sie den Anstand besitzen, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, lassen Sie mich einen Vorschlag machen: Wenn Sie Serena McCallen finden, ganz gleich ob lebendig oder tot, verschaffe ich Ihnen einen Platz in der Arche.“

William holte tief Luft, kniff die Augen zusammen und warf ihm einen misstrauischen Blick zu, während er überlegte, wie er auf ein solches Angebot reagieren sollte. Ein Platz in der Arche war kein geringer Lohn für seinen Dienst und sicherlich auch nichts, über das man Scherze machte. Am ehesten konnte man das vermutlich damit vergleichen, einen Diamanten in der Wüste zu finden. Er musste sich eingestehen, dass ein solcher Lohn das Letzte gewesen wäre, an das er gedacht hatte, als er Sanchez Einladung in den ‚Schwarzen Panther‘ nachgekommen war.

„Verzeihen Sie mir die Wortwahl, aber das ist eine ziemliche Aussage, Sanchez.“

„Das ist auch eine Mission, deren Wichtigkeit ich mit Worten nicht beschreiben kann. Serena ist nicht nur eine gute Freundin, sondern auch der Mensch, der dieser Welt vielleicht noch ein paar zusätzliche Jahre erkaufen könnte. Jahre, die die Menschheit gut gebrauchen könnte. Also, Mister Alastair, haben wir einen Deal?“

William nickte, trat zu ihm und reichte ihm die Hand, die viel stärker zitterte, als ihm lieb war. „Deal.“

Sanchez lächelte, doch bevor er einschlug, zog er erst den Handschuh zurecht, der seine Hand bedeckte. Warum er diese Berührungssängste hatte, wusste niemand so genau, aber es störte

William auch nicht sonderlich. In seinen Augen hatte Sanchez deutlich größere Probleme als diesen Tick.

„Sehr schön. Ich wusste, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Ich hörte, Sie verfügen über umfangreiche eigene Ausrüstung, also spare ich mir die Frage danach. Benötigen Sie irgendwelche zusätzlichen Güter? Dinge, an die Sie nicht so einfach kommen können? Ich bin gerne bereit, Ihnen auf jede nur denkbare Art zu helfen.“

William schüttelte den Kopf. „Ich komme klar. Um Vorräte und Ersatzteile kümmere ich mich selbst. Aber ich will unsere Vereinbarung schriftlich und mit dem Siegel des Rats.“

„Sollen Sie bekommen.“

„Und ein ausführliches Dossier über McCallen. Inklusive aller Informationen und Gerüchte, die Sie seit ihrem Verschwinden über sie gesammelt haben. Außerdem brauche ich einen unbeschränkten Zugang zur Langstreckenkommunikation für meinen Crawler. Besorgen Sie mir eine Berechtigung dafür.“

„Verstanden. Sonst noch etwas?“

„Nein. Ich beginne noch heute mit den Vorbereitungen und breche morgen Abend auf. Sorgen Sie einfach dafür, dass ich bis dahin alles habe, was ich brauche. Sie wissen ja, wo Sie mich finden.“

Mit diesen Worten drehte er sich um und verließ die schillernde, prachtvolle und geradezu luxuriöse Penthouse-Wohnung, die Sanchez in himmelschreiender Dekadenz sein Eigen nannte. Viel war nicht mehr übrig von dem leuchtenden Monument aus Hedonismus und Ekstase, das der ‚Schwarze Panther‘ einst gewesen war, doch der aufmerksame Beobachter konnte noch immer Spuren des Prunks erkennen, der einmal diesen Ort geschmückt hatte und nun längst vergangen war. Dazu zählten selbstverständlich die Räumlichkeiten, in denen er sich gerade noch befunden hatte, sowie das gesamte Mobiliar des ehemaligen Clubs. Aber auch im Treppenhaus und in den Fahrstühlen ließen sich noch Zeugen der alten Zeit ausmachen.

Die Privaträume von Sanchez lagen in den obersten noch begehbaren Stockwerken des einst riesigen Hochhauses; die darüber liegende Hälfte des Gebäudes war den Kämpfen zum Opfer gefallen, die der Geburt dieser jungen und doch schon sterbenden Welt vorausgegangen waren. Man erreichte sie nur über einen Fahrstuhl aus dem Stockwerk unmittelbar darunter; anders als alle anderen Etagen, die nur über Treppen zugänglich waren.

Als William endlich aus dem ratternden und dröhnenden Kasten stieg, mit dem Sanchez versuchte, den letzten Hauch der mysteriösen und nebulösen Illusion aufrechtzuhalten, die ihn

umgab, atmete er erleichtert durch. Hier unten gab es deutlich weniger Fenster und die wenigen, die es gab, waren von außen mit großen Metallplatten geschützt, die die Sonne und mit ihr die Hitze von den Räumen fernhielten.

Die Stockwerke, die unterhalb von Sanchez Privaträumen lagen, waren allesamt zweckentfremdet worden. William konnte sich noch gut erinnern, wie er früher in diesem Club seine Nächte verbracht hatte, wie er sich mit unzähligen, stetig wechselnden Partnerinnen auf jede nur denkbare Art vergnügt und sich in einem unendlichen Rausch aus Drogen, Alkohol und Enhancern verloren hatte. Doch von dem lustvollen Luxus, der einst die Räumlichkeiten beherrscht hatte, und von dem Versprechen auf absolute, grenzenlose Ekstase, dieser Droge der alten Zeit, war kaum noch etwas übrig. Leider. Gerne hätte er den ‚Panther‘ nochmal in seinem alten Glanz gesehen.

Aus Tanzflächen waren Plenarsäle geworden, aus Zimmern für zwei – oder mehr – Büros, und alle übrigen Bars und Hinterzimmer waren zu Technikräumen oder Archiven gemacht worden. Der Orden, der einst diese Welt regiert hatte, war gestürzt worden, und mit seinem Tod hatte etwas Einzug in diese Stadt gehalten, was William nur aus dem Geschichtsunterricht gekannt hatte: Demokratie. Ein überkommenes, ineffizientes System, doch es war der Gott dieser neuen Zeit und versprach Hoffnung, wo es keine mehr gab.

Hunderte und aberhunderte Menschen waren in den alten Ruinen dieses neuen Machtzentrums beschäftigt und verwalteten die Reste dessen, was vor wenigen Monaten noch das glänzende Zentrum der Menschheit und ihr einziger Garant auf eine Zukunft gewesen war. Doch sie alle wichen ihm aus, mieden ihn, wo sie nur konnten. Hektisches Treiben und dichtes Gedränge erstarben gleichermaßen, als er durch die gewaltigen Hallen des Clubs ging, doch das störte ihn nicht. Er war daran gewöhnt, dass ihm die Menschen auswichen.

Die meisten von ihnen wussten vermutlich nicht einmal, warum sie es ihren Kollegen gleich taten, konnten ihn wahrscheinlich nicht einmal sehen. Sie wurden nur getrieben von dem Instinkt der Herde, zu der sich die Menschen in einer Demokratie zusammenschlossen. Narren. Sie ließen sich von Oberflächlichkeiten und dem Willen der Masse treiben, anstatt selbst zu denken. Und selbst die wenigen, die ihn sehen konnten, hatten wohl keine Ahnung, wer er war. Sie sahen nur die filigrane, matt-anthrazitfarbene Maske, die einen Teil seines Gesichts bedeckte, und gaben sich ganz ihrer Angst und den Vorurteilen hin.

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit erreichte er den letzten verbliebenen Eingang des Clubs und trat hinaus in die Gluthitze der Mittagssonne. Früher hatte es dutzende von Eingängen gegeben. Über kleine und große Brücken hatte man ihn von allen Seiten erreichen können,

hatte dort, hoch über den Straßen der Stadt, Freunde getroffen und Partner für die Nacht gefunden. Doch sie alle waren eingestürzt und die Menschen verschwunden. Alle bis auf eine. Und obwohl so vieles anders war, war der ‚Schwarze Panther‘ noch immer das Zentrum der Stadt. Alles hatte sich verändert und doch war er geblieben, wer er war. Nur anders. Auf eine seltsame Art war es witzig. Der Club hatte einst das Überleben des Ordens gesichert, nun hatte er sich der Demokratie unterworfen.

Es waren nicht viele Menschen auf den Straßen. Wer konnte, mied die Mittagssonne, so gut es nur ging. Sie konnte die Haut vom Fleisch brennen, Kleidung in Flammen aufgehen und schwächere Materialien binnen Sekunden schmelzen lassen. Seit die Wetterkontrollstationen und Atmosphärensysteme über der Stadt und in ihrem Umland ausgefallen waren, das Klima des Planeten endgültig jedwedem Maß verloren hatte und alles je Dagewesene sprengte, schien es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis auch die menschliche Sturheit nicht mehr in der Lage sein würde, der Sonne zu trotzen.

Große Teile der Stadt waren mittlerweile unter gewaltigen Schutzschirmen verschwunden, Titanen aus Stahl, die hoch in den Himmel ragten. Man hatte die meisten noch bewohnten oder benutzten Gebäude auf jede nur denkbare Weise vor der Sonne geschützt und viele Gehwege und Straßen in die Tunnel unter der Erde verlagert. Doch das war nur ein bestenfalls kurzlebiger und brüchiger Schutz, denn den unbarmherzigen Sonnenstrahlen konnte nichts für längere Zeit widerstehen. Jeder wusste, dass es nur noch eine Frage von wenigen Jahren war, bis auch die Tunnel nichts weiter als gewaltige Öfen wurden.

Mit einem leisen Seufzen zog William die hochgekrepelten Ärmel seines Mantels runter, stellte den Kragen auf und zog sich die Kapuze über. Der dicke Stoff, den er in den Wirren der letzten Monate aus einer alten Militäreinrichtung gestohlen hatte, konnte ihn eine ganze Zeit lang vor der Sonne schützen, war aber alles andere als angenehm zu tragen. Normalerweise bevorzugte er wie alle anderen die unterirdischen Wege, doch heute hatte er keine Lust auf andere Menschen.

Seit die alte Welt untergegangen war und mit ihr auch die Annehmlichkeiten und der gedankenlose Hedonismus, für den die Menschen ihre Freiheit eingetauscht hatten, konnte man viel über letztere lernen. Das tägliche Leben war nun härter, die Zukunft düsterer und die Vergangenheit erschien vielen deutlich glänzender, als sie wirklich gewesen war. William hatte schnell erkannt, dass sich seine Mitmenschen mit der neuen Realität schwertaten und ihren Frust gerne aneinander ausließen, weswegen er sie mied, wo es nur ging.

Und so lief er eine ganze Zeit lang durch verwaiste Gassen, vorbei an verbranntem und verkohltem Müll, geschmolzenem Dreck und den letzten Trümmern des großen Umsturzes, die noch nicht beseitigt worden waren. Nur einige wenige Menschen begegneten ihm; zumeist jene, die aus welchen Gründen auch immer nicht in die unterirdischen Tunnel gehen konnten oder wollten. Man begegnete sich in dieser Glutwelt respektvoll und mit Abstand, redete nicht miteinander und fragte sich auch nicht nach den Beweggründen oder Zielen der anderen. So war es besser für alle.

William hatte seinen Crawler, dieses gewaltige Ungetüm von Fahrzeug, das in der Lage war, den meisten Gefahren und der Hitze der ewigen Wüste zu trotzen, nicht weit vom ‚Panther‘ entfernt in einer verlassenen Lagerhalle untergebracht. Früher waren diese motorisierten Monstrositäten in der Stadt verboten gewesen; einzig die Sicherheitsdienste hatten über ein paar wenige der riesigen Maschinen verfügt, doch mit dem Ende der alten Regierung waren auch viele ihrer Gesetze gestorben. Und das kam Freischaffenden wie ihm zugute.

Er betrat gerade die Lagerhalle und ging zu seinem Crawler, da bemerkte er plötzlich etwas, das da nicht hingehörte, eine Kleinigkeit, die heute Morgen noch nicht da gewesen war und die er auch beinahe übersehen hätte: Winzige, rote Spritzer auf dem Boden. Kleine Tropfen, noch feucht. Blut. Er musste sich gar nicht hinknien, um es zu erkennen. Es hob sich deutlich glänzend vom matten Staub ab, der den übrigen Beton bedeckte. Lange konnte es noch nicht hier sein, sonst wäre es schon längst verdampft. Daneben erkannte er Fußspuren. Kleine Füße, keine Stiefel; barfuß. Eine Frau.

Er kniff die Augen zusammen und schaute sich um. Wie war sie hereingekommen? Die Halle war verschlossen gewesen, als er zum Club aufgebrochen war – und auch, als er gerade zurückgekommen war. War sie eingebrochen und hatte sich dabei verletzt? Nein, dazu passten die Spritzer am Boden nicht. Es sah vielmehr aus, als hätte sie das Blut ausgehustet. Er biss die Zähne zusammen. Das war nicht gut. Er musste sie finden.

Leise fluchend folgte er den Spuren tiefer in die Dunkelheit der Halle hinein. Eigentlich hatte er keine Zeit, um sich um irgendeine Wildfremde zu kümmern, die vermutlich versucht hatte, seinen Crawler zu stehlen oder auszunehmen, aber er wollte auch niemanden ignorieren, dem er womöglich helfen konnte. So tief wie der Rest der Gesellschaft war er noch nicht gesunken.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis er sie gefunden hatte. Die Halle war nicht groß und die junge Frau hatte auch nicht versucht, sich zu verstecken. Sie lehnte an seinen Crawler; ihr Kopf war auf ihre Brust gesunken und sie atmete nur noch flach, doch sie lebte noch. Jedem



ihrer schwachen Atemzüge folgten ein paar Tropfen Blut, die auf ihr zerschlissenes, dreckiges Top prasselten und den Stoff durchtränkten. Sie bemerkte ihn nicht; war vielleicht nicht einmal mehr bei Bewusstsein. Sofort kniete sich William neben sie, fasste an ihren Hals und tastete nach ihrem Puls, während er ihr gleichzeitig eine Hand vor den Mund hielt. Herzschlag und Atem waren regelmäßig, wenngleich sehr schwach. Vielleicht konnte er noch etwas für sie tun.

Mit einem beherzten Ruck hob er sie hoch und trug sie in den Crawler. Da er so gut wie immer alleine in der Wüste und in den Ruinen der alten Welt unterwegs war, hatte er sich im Laufe der Zeit eine beachtliche medizinische Ausrüstung zusammengestellt und sich auch einiges an Wissen... erarbeitet. Meist im Selbstversuch und unter Bedingungen, die er niemandem sonst wünschte. Vielleicht schaffte er es ja irgendwie, ihr zu helfen, denn wenn er eines gut konnte, dann war es Improvisieren. Geschickt balancierte er sie vorbei an Kisten mit Vorräten und Ausrüstung und legte sie schließlich auf den ausklappbaren OP-Tisch an der Wand.

„Komm schon, Kleine, stirb mir hier nicht weg“, flüsterte er, während er vorsichtig ihr Top aufschnitt, damit der Diagnosescanner des Crawlers sie besser erfassen konnte. Er wollte nicht riskieren, dass er irgendeine Verletzung übersah, musste wissen, was genau ihr fehlte. Seit dem Zusammenbruch der alten Ordnung stand es um die medizinische Versorgung der Stadt mehr als nur schlecht, aber mit etwas Glück hatte die Frau vielleicht nur eine Verletzung und nicht gleich eine schlimme Krankheit.

Während sich der Scanner sofort an die Arbeit machte und sie Millimeter für Millimeter absuchte, blickte William auf ihren nackten, von Narben überzogenen Oberkörper. Sie hatte in ihrem jungen Leben offensichtlich schon mehr als genug Kämpfe mitgemacht und auch schon einige schwere Verletzungen überstanden. Kleinere kybernetische Module an ihrer Haut bezeugten jedoch, dass sie bisher stets gut behandelt worden war. Sie hatte kybernetische Dialysemaschinen an den Stellen implantiert, an denen eigentlich ihre Nieren hätten sitzen sollen. Waren ihre Organe... abgeerntet worden? Aber wer hätte sich dann die Mühe gemacht, sie so kostenintensiv zu behandeln?

William biss die Zähne zusammen und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Armes Mädchen. Als er vor wenigen Minuten ihr junges und hübsches Gesicht gesehen hatte, hätte er sich nicht vorstellen können, dass sie bereits Derartiges erlebt hatte. So konnte man sich täuschen. Doch vielleicht gab es dafür ja eine Erklärung? Denn obwohl ihre zahlreichen Verletzungen, Narben und Operationsspuren unübersehbar waren, waren nicht sie es, die seine

Aufmerksamkeit fesselten, sondern vielmehr zwei Tätowierungen, die er im ersten Moment unter dem Dreck auf ihrer Haut gar nicht richtig erkannt hatte: Eine Sonne, die mit ausgebleichener Tinte ihre gesamte linke Flanke zierte, und eine rote Hand auf ihrer rechten Brust. So etwas hatte er noch nie zuvor gesehen. Ob sie Mitglied einer Gang oder Söldnergruppe war?

Plötzlich piepte der Scanner mit einem leisen Alarmsignal. Sofort blickte William auf den Monitor und seufzte leise. Das war nicht gut, aber auch nicht so schlecht, wie es das Geräusch im ersten Moment hatte vermuten lassen. Die Frau hatte einige frische Verletzungen, aber auch alte Narben in der Lunge, vermutlich ausgelöst durch eingeatmeten Metallstaub. Eine Plünderin; eine von der Gesellschaft Ausgestoßene und Vergessene. Vermutlich hatte sie seinen Crawler auseinandernehmen wollen, doch dann hatte sie die Kraft verlassen. Ein Wunder, dass sie sich überhaupt noch hierher hatte schleppen können. Armes Mädchen. Er konnte ihr nicht böse sein, denn er wusste zu gut, wie es war, wenn man ums Überleben kämpfen musste.

Ohne weiter Zeit zu verlieren, öffnete William den Medizinschrank neben dem OP-Tisch und verabreichte der Frau ein paar der letzten Enhancer, die er noch besaß. Einen gegen die Schmerzen, einen zur inneren Wundheilung und einen, damit sie zeitnah wieder zu sich kam. Viele hätten das als Verschwendung gesehen. Man kam kaum noch an Nachschub; wenn, dann nur noch über den Schwarzmarkt und auch das nur zu horrenden Preisen. Seit die alte Gesellschaft und mit ihr die Industrie zusammengebrochen waren und es immer weniger Vorräte gab, hatten die Menschen begonnen, sich gegenseitig einzustufen: Wer war lebenswert, wer nicht, wer unter welchen Umständen und wer mit welcher Priorität. William verabscheute das. Vielleicht würde es ihn eines Tages das Leben kosten, doch solange er stehen konnte, würde er aufrecht stehen.

\*\*\*\*\*

„Wo... Wo bin ich?“ Die junge Frau setzte sich vorsichtig auf und blinzelte William müde an. Ihre Stimme war schwach und heiser, kaum mehr als ein Hauch. Sie schaffte es kaum, aufrecht zu sitzen. „Was ist... passiert? Wer bist du?“

„Ich habe dich bei meinem Crawler gefunden und beschlossen, dass du heute nicht sterben musst.“ Er reichte ihr eine Flasche Wasser, die sie ihm sofort aus der Hand riss und gierig leertrank. Anschließend kniff sie einen Moment lang die Augen zu, lehnte sich an die Wand

und blickte an sich hinab. Ihr Oberkörper war noch immer nackt, da William ihr bei diesen Temperaturen keine Decke hatte überwerfen wollen. Einen Moment lang sah sie so aus, als wollte sie ihn gleich anschreien, doch dann holte sie tief Luft, hustete fürchterlich und zwang sich zu einem gequälten Lächeln.

„Danke. Ich... Ich weiß das zu schätzen.“

„Wie geht es dir?“

„Geht so.“ Sie holte vorsichtig Luft und hielt sich dabei die Hände auf den Bauch. „Es tut weh. Aber nicht mehr so schlimm wie vorher.“

„Du hast in den letzten Wochen einiges an Metallstaub eingeatmet. Er hat deine Lunge ziemlich mitgenommen und ein paar echt üble Verletzungen verursacht, aber ich habe dir etwas gegeben, das deine Wunden heilen lässt. In ein paar Tagen solltest du vollkommen genesen sein. Wie heißt du?“

„Tina. Tina Melnikow. Meine Freunde nennen mich aber Rex. Und du?“

„William Alastair. Ich habe keine Freunde, die mich irgendwie nennen könnten.“

Sie legte den Kopf schief und schaute ihn mit großen Augen an. „Warum die Maske, William Alastair?“

William lächelte. Die Maske und er, das war eine lange Geschichte. Die Geschichte einer Freundschaft, die er nie hatte führen wollen. Der kalte, von hochmoderner Kybernetik durchzogene Stahl bedeckte den oberen, rechten Teil seines Gesichts von seinem Auge bis zu seinem Ohr. Ihr alleine verdanke er sein Leben, auch wenn sie oft genug eine Bürde war, die er kaum tragen konnte, und eine Last, die ihn seit Jahren von seinen Mitmenschen trennte.

Seit er diese Maske trug, war er auf seinem rechten Auge blind und erhielt dessen Sinneseindrücke über einen Visor und Sensoren, die an der Seite der Maske angebracht waren. Immerhin war der Visor mit seinem Lidschlussreflex gekoppelt, sodass er blinzeln und auch problemlos schlafen konnte.

„Ich habe einen Gendefekt“, antwortete er schließlich. „Da mache ich kein Geheimnis draus. Mein Körper ist nicht in der Lage, eine Verletzung meiner Haut zu heilen; selbst mit der Hilfe von Nanomaschinen nicht. Ein kleiner Stich braucht schon Monate, bis er nicht mehr blutet. Vor ein paar Jahren hatte ich einen Unfall, bei dem mir die Haut vom Gesicht gebrannt wurde. Seither trage ich die Maske. Sie schottet meine Wunde von der Welt ab, verhindert Infektionen und tötet die Nervenenden ab, damit ich keine Schmerzen habe.“

„Das...“ Sie senkte den Blick. „Tut mir leid. Ich hätte nicht fragen sollen. Ich... Ich...“

„Was?“

„Ich...“ Sie lachte leise, schüttelte den Kopf und sah sich um. „Ich kann es irgendwie nicht glauben. Also... alles. Dass ich hier bin, dass sich jemand um mich gekümmert hat. Freiwillig. Dass... Dass ich noch lebe. Das ist nicht mehr selbstverständlich. Als der Orden noch da war, früher, da... Egal. Ich will dir nicht die Ohren volljammern. Jemand, der einen eigenen Crawler besitzt, hat sicher Besseres zu tun, als einem Straßenmädchen zuzuhören.“

William lachte und reichte ihr noch eine Flasche Wasser, doch sie nahm sie nicht aus seiner Hand, sondern starrte ihn mit großen Augen an.

„Ich bezweifle, dass du ein einfaches Straßenmädchen bist. Jetzt nimm die Flasche und trink was.“

„Sicher?“ Sie streckte zögerlich ihre Hand aus. „Ich will... Ich kann das nicht bezahlen.“

„Ich will nicht, dass du es bezahlst, du blöde Nudel. Jetzt nimm endlich das Wasser und stell dich nicht so an.“

„Danke.“ Sie schraubte den Verschluss auf und nahm einen zögerlichen Schluck. „Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann ich das letzte Mal so viel Wasser am Stück getrunken habe. Ich... Es tut mir leid, William Alastair.“

„Was?“

„Wenn ich nicht zusammengebrochen wäre, hätte ich deinen Crawler ausgeschlachtet. Wäre ich gesund genug gewesen, hätte ich dich bestohlen.“

„Ich weiß. Hätte ich auch.“

„Du bist mir nicht böse?“

„Nein.“ Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß, wie es ist, wenn man nichts hat. Und ich weiß, wie es ist, wenn man Hunger und Durst hat, wenn man nicht weiß, wie man durch die Nacht kommen soll. Ich konnte auch oft nicht schlafen, weil ich Hunger hatte. Damals habe ich mir geschworen, niemals so zu sein wie die, die mich ignoriert haben.“

„Du bist ein guter Mensch. Ich weiß nicht, ob dir das etwas bedeutet, aber du hast meine Welt heute ein bisschen heller gemacht.“

William lächelte. „Ja, das bedeutet mir etwas. Danke.“

Sie lächelte ebenfalls und stand vorsichtig auf. Sofort sprang er auf und streckte eine Hand nach ihr aus, um sie zu stützen, doch sie schüttelte den Kopf und drückte seinen Arm mit leichter Gewalt weg. Offensichtlich wollte sie es aus eigener Kraft schaffen – was ihr auch gelang. Sie stand zwar unsicher und wankte ein wenig vor und zurück, doch sie stand aus eigener Kraft. Langsam schaute sie sich um, blickte auf die medizinischen Geräte und die Vorratskisten, auf die elektronische Ausrüstung und die Schutzanzüge an der Wand.

„Und das gehört alles dir?“, flüsterte sie ungläubig. „Dir alleine?“

Er nickte.

„Ich... Vor dem Ende der alten Ordnung hatte ich eine kleine Wohnung. Nichts Besonderes, aber es war meins. Ich habe damals bei der Garde gearbeitet, habe mich um die Rüstungen und Waffen gekümmert, manchmal auch um Kybernetik und die Computersysteme. Wartungseinheit. Nach dem Sturz des Ordens habe ich alles verloren.“

„Du bist Mechanikerin?“

Sie nickte. „Ja. Und eine ziemlich gute, würde ich behaupten. Aber nach der Auflösung der Garde habe ich keinen Job mehr gefunden. Niemand wollte jemanden beschäftigen, der für die alte Regierung gearbeitet hat. Man hat Angst, in der neuen Zeit in Ungnade zu fallen. Wie mir ging es vielen Ärzten, Sanitätern, Mechanikern, Büroangestellten und natürlich auch den Gardisten und Polizisten. Viele haben die Stadt mittlerweile verlassen und suchen ihr Glück in den Kolonien, aber ich wollte nicht weg.“

„Kann ich verstehen. Was hält dich?“

„Ich weiß es nicht.“ Sie lachte leise. „Vielleicht Nostalgie? Die Erinnerung an eine bessere Zeit? Aber das darf man ja nicht laut sagen. Ich... Egal. Danke dir auf jeden Fall für alles. Ich weiß das wirklich zu schätzen.“

Sie streckte ihm die Hand hin. „Es war schön, dich kennengelernt zu haben, William Alastair. Ich werde mich an dich erinnern, solange ich lebe.“

William erwiderte ihren Handschlag nicht, sondern sah ihr mit einem gleichermaßen ernsten wie mahnenden Blick in die Augen, bevor er schließlich leise seufzend aufstand und sich auf das alte Sofa setzte, das er wenige Meter weiter neben dem Cockpit des Crawlers aufgestellt hatte. Tina war in keiner Verfassung, jetzt schon zu gehen, geschweige denn, der Hitze und dem harschen Klima der Stadt zu trotzen. Selbst wenn ihre Wunden schon genesen wären, wäre das eine bestenfalls dumme Entscheidung gewesen. Außerdem war er sich ohnehin ziemlich sicher, dass sie keine feste Bleibe hatte. In ihrem Zustand würde sie den nächsten Sandsturm nicht überstehen.

„Du kannst bleiben, wenn du willst.“ Er legte die Beine hoch und atmete tief durch. „Was mich angeht, kannst du dich ausruhen und so viel essen und trinken, wie du willst. Ich bin noch bis morgen in der Stadt. Und ich will dir nicht zu nahe treten, aber ich denke nicht, dass du jetzt schon rausgehen solltest, ganz egal für wie belastbar du dich hältst.“

Sie wankte langsam und unsicher auf ihn zu, blieb immer wieder stehen und musste sich an der Wand abstützen, doch ihre Augen waren hellwach. Sie schaute ihn ungläubig und fast ein

wenig schüchtern an, blickte allerdings auch immer wieder zur Seite und begutachtete neugierig all die Geräte und Ausrüstungsteile, die das Innere des Crawlers beherrschten. Es hatte beinahe etwas Andächtiges an sich, wie sie sich umsah, etwas Ehrfürchtiges.

„Ich will dir nicht zur Last fallen“, murmelte sie schließlich und lehnte sich neben ihm an die Tür des Cockpits.

„Tust du nicht.“

„Hm.“

„Was?“

„Du bist seltsam.“

„Wieso?“

„Ich... Ich denke, weil ich es einfach nicht mehr gewöhnt bin, dass mich jemand so gut behandelt. Also wenn es für dich wirklich in Ordnung ist, dann... würde ich gerne noch eine Weile hierbleiben, bis ich mich wieder besser fühle. Aber ich verspreche dir, dass ich dir nicht zur Last falle! Du wirst mich nicht bemerken und spätestens morgen bin ich weg!“

„Etwas Gesellschaft kann nicht schaden.“ William setzte sich aufrecht hin. „Hatte ich schon lange nicht mehr. Ich...“

Noch bevor er aussprechen konnte, hockte sich Tina plötzlich auf seinen Schoß, nahm seine Hand und legte sie auf ihren noch immer nackten Bauch. Sofort zog er seinen Arm zurück und warf ihr einen gleichermaßen überraschten wie fragenden Blick zu, den sie lächelnd erwiderte.

„Das ist es also?“ Sie biss sich auf die Lippe, umfasste ihre Brüste mit ihren Händen und beugte sich zu ihm. „Du willst etwas Gesellschaft? Die kannst du gerne haben. Ich bin dir seeeeehr dankbar, mein großer, starker Retter. Jetzt zieh dein Hemd...“

„Stopp!“ William packte ihre Hände und drückte sie mit leichter Gewalt runter von sich. Etwas verduzt ließ sie es zu. „Stopp, Tina. Es reicht. Ich will das nicht und wollte es nie. Ich will nichts als Gegenleistung, dass ich dir geholfen habe. Schon gar nicht deinen Körper. Du bist doch kein Ding.“

„Wieso?“ Sie lachte leise. „Du hast mich doch schon halb ausgezogen. Sag mir nicht, dass du mich nicht hübsch findest! Und heutzutage ist es wirklich keine Schande, mit ein bisschen Fleischeslust zu bezahlen. Was hat man denn noch, wenn nicht den eigenen Körper? Du willst Gesellschaft und ich bin willig, also...“

„Ich habe dich ausgezogen, damit mein medizinischer Scanner arbeiten kann.“

„Ich... Ach so.“ Sie blickte an sich hinunter und trat einen Schritt zurück. „Das ist jetzt ein wenig unangenehm. Tut mir leid.“

William antwortete nicht, sondern stand auf, trat an ihr vorbei und ging wortlos zu einer der Vorratskisten an der Wand. Er konnte zwar nicht leugnen, dass Tina einen fantastischen und in jeder Hinsicht begehrenswerten Körper hatte und er ihr Angebot früher auch ohne zu zögern angenommen hätte, doch dieser Mensch war er nicht mehr. Das Mädchen hatte offensichtlich schon mehr als genug in ihrem Leben mitmachen müssen und dabei auch die dunklen Seiten der Gesellschaft und der Menschen kennengelernt. Vielen ging es wie ihr. Das Gesetz der Straße hatte sie gelehrt, dass es nichts umsonst gab, dass man sich alles hart erarbeiten, erkämpfen oder erkaufen musste. Die Konzepte von Empathie und Mitgefühl waren ihr fremd. Wie so vielen anderen auch.

Es war traurig, was die letzten Monate mit den Menschen gemacht hatten. Wo zuvor das Schlechte in ihnen von Gesetzen und Ordnung im Zaum gehalten wurde, damit es im ‚Schwarzen Panther‘ und anderen Bordell-Clubs ungehemmt entfesselt und zelebriert werden konnte, gab es nun nichts mehr, was sie zur Beherrschung zwang. Und wer wie Tina nicht das Privileg hatte, nach dem Sturm des Umsturzes in das Gefüge der neuen Gesellschaft zu passen, musste mit den Konsequenzen dessen leben.

William zog eine Fertigmahlzeit aus der Vorratskiste, aktivierte den Erhitzungsmechanismus unter der Aluminiumschüssel und reichte sie ihr. Erneut zögerte sie einen Moment, bevor sie sie mit großen Augen entgegennahm. Die Ration war geschmacklich zwar alles andere als ein Festmahl, dafür aber gesund und nährstoffreich – und damit mehr als viele andere zu essen hatten. Sofort zog sie die Folie ab und schaufelte sich den noch lauwarmen Inhalt mit bloßen Händen in den Mund, woraufhin William das Besteck wieder weglegte, das er gerade geholt hatte.

„Ich verlange nichts von dir“, sagte er schließlich, während er an eine Konsole neben dem Sofa trat und die Systeme des Crawlers so kalibrierte, dass sie eine komplette Diagnose des Fahrzeugs erstellten. Eigentlich war das Routine, doch da ihn seine nächste Mission womöglich für eine sehr lange Zeit in die Wüste führen würde – und damit weit weg von allen Möglichkeiten, einen Schaden zu reparieren – wollte er diesmal besonders gründlich sein. „Ich will dir einfach nur helfen. Ganz ohne Gegenleistung. Ich habe in meinem Leben schon genug Scheiße gebaut. Da brauche ich nicht noch mehr.“

„Danke“, mampfte sie. „Tut mir leid, dass ich mich so blöd verhalten habe. Ich...“

„Lass gut sein.“ Nachdem er die Systemdiagnose gestartet hatte, trat er an eine andere Kiste und zog ein altes Hemd hervor, das er nicht mehr brauchte. Es war ein bisschen zu groß für sie, aber fürs Erste sollte es genügen. Schließlich hatte er ihr Top zerschnitten. Mal ganz davon abgesehen, dass Frauen ein zu großes Hemd sowieso tragen konnten, ohne blöd dabei auszusehen. Nicht so wie andersherum. „Hier.“

„Danke.“ Sie stellte die Schüssel weg, zog es sich über und band es knapp über ihrem Bauchnabel zusammen. Anschließend nickte sie in Richtung der Konsole, die leise vor sich hin piepte. „Was machst du?“

„Ich bereite alles auf meinen nächsten Einsatz vor.“

„Einsatz? Bist du einer von diesen Kopfgeldjägern, die der Rat auf die Würdenträger von früher angesetzt hat?“

William lachte. „Nein. Sicher nicht.“

„Was dann? Söldner?“

„Das trifft es schon eher, aber auch nicht ganz“, antwortete er eher beiläufig, während er im Kopf durchrechnete, wie viel Wasser, Nahrung und Medizin er in den kommenden Wochen wohl brauchen würde, und ob er an irgendwelchen Tiefbrunnen oder Kondenswasser-Kollektoren vorbeikommen und dort seine Vorräte auffüllen konnte. Außerdem musste er darauf achten, genügend grundlegende Ersatzteile, Werkzeug und allgemeine Ausrüstung dabei zu haben, um auf die meisten Eventualitäten vorbereitet zu sein. „Also man kann mich für so ziemlich alles anheuern, was du dir vorstellen kannst, aber ich bin kein Söldner, der mit gezogener Waffe Türen eintritt. Nicht mehr. Ich bin vielmehr eine Art... Spezialist in vielerlei Hinsicht, der für besonders schwierige Aufgaben herangezogen wird, die man mit Gewehren eben nicht lösen kann. Wie hat mal ein Kunde gesagt? Ich bin der Spezialist für alles, wofür es keine Spezialisten gibt.“

„Klingt cool. Du kannst also gehen, wohin du willst?“

„Wenn man mich dafür bezahlt, ja.“

„Verdienst du gut?“

Er lachte, nahm einen Zettel und notierte, welche Vorräte ihm noch fehlten. „Man kommt über die Runden.“

Plötzlich stand Tina unmittelbar neben ihm und schaute ihn mit großen Augen an. „Brauchst du noch eine Mechanikerin?“

Er erwiderte ihren Blick mit hochgezogenen Augenbrauen und unverhohlener Skepsis. Meinte sie das etwa ernst? In ihrem Blick konnte er keine Spur von Zweifeln oder Ängsten erkennen,



dafür aber erwartungsvolle Hoffnung und ein Selbstbewusstsein, das er gerade zum ersten Mal bei ihr sah. Wobei er sie natürlich auch noch nicht lange genug kannte, um zu wissen, ob das bemerkenswert war.

Eigentlich wäre es seine erste und instinktive Reaktion gewesen, ihre Frage sofort zu verneinen und ihr einen ellenlangen Monolog darüber zu halten, wie gefährlich es in der Wüste war und dass er ihr Leben nicht riskieren wollte. Das stimmte zwar in jeder nur erdenklichen Hinsicht, aber dennoch zögerte er. Schon seit einiger Zeit spielte er immer wieder mit dem Gedanken, sich Unterstützung zu suchen. Zum einen wären dann die dröhnende Monotonie der Wüste und die niederschmetternde Langeweile der Reise leichter zu ertragen, zum anderen hätte er jemanden dabei, der tatsächlich mitanpacken konnte, falls mal etwas wirklich schief ging.

Tina schien zu bemerken, dass er hin- und hergerissen war. Sofort ging sie um ihn herum und deutete auf eine Hydraulikleitung, die in der Ecke zwischen Wand und Decke des Crawlers verlief. „Siehst du das? Der Druck ist zu hoch. Das siehst du an der Halterung da vorne. Die ist schon total verbogen. Oder da hinten das F-Dreizehn-Pulsgewehr an der Wand? Das ist zwar eine zuverlässige Waffe, aber du hast einen Verschluss von einem Nachfolgemodell eingebaut, ohne das Gasdrucksystem anzupassen. Oder...“

„Halt mal die Luft an.“ William schnaubte. „Ich zweifle nicht an deinen Fähigkeiten, Tina. Wenn du für die Garde gearbeitet hast, verstehst du dein Handwerk. Das ist es nicht.“

„Sondern?“

„Ich weiß nicht.“ Er schaute sich um. „Eigentlich bräuchte ich dringend etwas Hilfe, aber ich bin schon so lange alleine unterwegs, dass ich... Keine Ahnung. Ehrlich. Ich weiß nicht, was mich stört. Ich könnte wirklich etwas Unterstützung auf meinen Missionen gebrauchen und du wärst für den Job sicher besser geeignet als viele andere, aber...“

„Mich stört die Wüste nicht!“, warf sie sofort ein. „Ich bin sehr genügsam, habe kein Problem damit, mich wochenlang nicht zu waschen – wobei ich selbst dann noch gut rieche – und kann mich auch so still verhalten, dass du mich nicht bemerkst. Und ich kann schießen, bin eigentlich sehr gesund und habe auch keine Angst vor der Einsamkeit! Und auf meine bereits erwähnten Vorzüge als Frau muss ich nicht näher eingehen, denke ich.“

„Und was ist mit deiner Nostalgie? Warum willst du plötzlich mit mir kommen, nachdem du mir gerade eben noch gesagt hast, dass du die Stadt eigentlich nicht verlassen willst? Wenn du das nur aus Dankbarkeit...“

„Nein.“ Sie schüttelte den Kopf, ging zum Sofa und ließ sich mit einem leisen Ächzen darauf sinken. „Nein, das ist es nicht. Im ersten Moment habe ich zwar wirklich überlegt, es dir vor allem aus Dankbarkeit anzubieten, aber dann... Weißt du, ich habe immer wieder davon geträumt, von hier zu verschwinden und in der Ferne mein Glück zu suchen, habe immer darüber nachgedacht, wie mein Leben verlaufen würde, wenn ich nur den Mut hätte, etwas daran zu ändern. Einfach alle Brücken abreißen und nur noch nach vorne schauen. Erst gestern habe ich wieder daran gedacht. Klar, irgendwas hält mich immer hier, aber vielleicht wird es Zeit, über den Schatten der Vergangenheit zu springen und in die Zukunft zu blicken. Und dass ich dich heute treffe und du mir sogar das Leben gerettet hast...“

William warf ihr einen prüfenden Blick zu und nickte, während der Anflug eines Lächelns über seine Lippen huschte. Er konnte sich nicht erklären, wieso, aber irgendwie mochte er sie. Das Mädchen war nicht auf den Kopf gefallen, verstand etwas von ihrem Handwerk und hatte dazu noch ein respektabel loses Mundwerk. Eine ziemlich angenehme Kombination. Zumindest langweilig würde es ihm nicht werden, wenn sie an Bord war. Ob sie allerdings wirklich verstand, was es bedeutete, die Sicherheit der Stadt hinter sich zu lassen, in die Wüste zu gehen und dort einen dauerhaften Kampf um Leben und Tod gegen Sonne und Wind, Hitze und Kälte, Gewittern und allen anderen erdenklichen Gefahren führen zu müssen, bezweifelte er. Aber das war vermutlich weniger schlimm. Eine vernünftige Feuertaufe hatte noch niemandem geschadet. Er selbst hatte es auch so gelernt.

Außerdem konnte er sie von der Straße holen, wenn er sie mitnahm. Er war zwar alles andere als ein Wohltäter oder gar ein Menschenfreund, aber er erkannte sich selbst in ihr; er wusste, wie es war, kämpfen zu müssen. Irgendjemand musste in dieser neuen Welt für jene eintreten, die niemanden mehr hatten. Und auch wenn er derjenige nicht war, so konnte er auf diese Weise doch das Leben dieser einen jungen Frau zum Besseren wenden. Auch wenn es an den Geschicken der Erde nichts änderte.

„Na gut. Du bist dabei. Morgen Abend geht es los. Es wird eine lange Reise. Wenn du also noch etwas zu regeln hast oder jemandem Lebewohl sagen willst, mach es schnell. Andernfalls kümmerst du dich – wenn es dir gut genug geht – um die Systemdiagnose. Der Crawler muss funktionieren, wenn es losgeht. Ich treibe uns derweil noch ein paar zusätzliche Vorräte auf.“

Sie grinste von einem Ohr bis zum anderen und klatschte in die Hände. „Danke! Danke! Du wirst es nicht bereuen!“

„Ich gehe davon aus.“ Er trat zu ihr und reichte ihr die Hand. „Nenn mich Will.“

Dominik A. Meier: „Glutwelt“

Sie schlug ein. „Rex.“